

# Anbauschlacht im Inselparadies

**Mauritius, die Insel im Indischen Ozean, muss rund 70 Prozent ihrer Nahrungsmittel importieren und ist damit stark internationalen Preisschwankungen ausgesetzt. Mit einem Programm will die Regierung die Selbstversorgung steigern.**

Dossier: Hansjürg Jäger

Um zehn Prozent steigern will die mauritische Regierung mit ihrem Plan die Selbstversorgung auf der Insel. Ausschlaggebend dafür waren unter anderem die Erfahrungen aus dem Jahr 2008, als die Weltmarktpreise massiv anstiegen und damit nicht nur Mauritius in Schwierigkeiten brachten. Mit dem Regierungsprogramm soll die Selbstversorgung von 30 auf 33 Prozent steigen, die Fleischproduktion verdoppelt und die Milchproduktion gar verdreifacht werden. Bisher war der Plan aber auf dem Papier besser als in der Realität. Zwar konnten die pflanzliche und tierische Produktion tatsächlich gesteigert werden, doch weiterhin kann erst zwei Prozent der Milchnachfrage aus dem Inland gedeckt werden. Gründe dafür sind Sparmassnahmen bei geplanten Modellfarmen und überschätzte Milchleistungen der Kühe. Eine staatliche Auditierungsorganisation ordnete zudem eine „egoistische Mentalität“ der Landwirte, was die Bildung von Genossenschaften verhindere.



**Traumhafte Landschaften und Ferienparadiese: So kennen viele Europäer die Insel. (pd)**

Die grösste Bedeutung für die Landwirtschaft Mauritius' hat aber weder die Milch, noch die Fleisch- oder Gemüseproduktion. Zuckerrohr und der damit einhergehende Export ist derjenige Zweig, auf den sich jahrelang praktisch die ganze Landwirtschaft konzentrierte. Immer dann, wenn die Zuckerindustrie gefährdet schien, habe man über eine Diversifizierung nachgedacht, sagt Forscher Ramesh Rajcumar. Sobald es wieder besser lief, habe man das Vorhaben aber rasch vergessen. Doch die Bedingungen haben sich geändert, die Zuckerindustrie macht nur noch zwei Prozent des Bruttoinlandsproduktes aus, Finanz- und andere Dienstleistungen sind an ihre Stelle getreten. Zudem ist die Zuckerbranche unter Preisdruck geraten, weil Quotenregelungen ausgelaufen sind, die jahrzehntelang Vorteile gebracht hatten.

Wenn Mauritier einkaufen, so wird stark aufs Geld geachtet. Gerade Importprodukte sind oft teuer und wenn zu Monatsende das Geld ausgeht gibt es vermehrt Reis, Linsen und Bohnen, während Fleisch eher zur Nebensache wird. Auf dem Markt sind die Waren oft mit Fantasiepreisen ausgeschildert und auch wenn man den Preis runterhandelt, bleibt der Einkauf im Supermarkt oft günstiger. Beeinflusst werden die Preise auch von der geographischen Lage des Landes. Steht eine Zyklonwarnung an, steigen die Preise oft sofort auf das Doppelte. Runter gehen sie dann eher langsam. Sowieso müssen die Mauritier im Verhältnis zum Einkommen viel Geld für ihre Lebensmittel ausgeben. Allein 10 Prozent des Einkommens verschlingt teilweise der Kauf von Wasser, wie eine Reportage aus einer Familie in diesem Dossier zeigt.

*Zusammenfassung: Jonas Ingold*

# Inhalt

|  |    |
|--|----|
| 1. Mauritius: Rollenmodell für Afrika . . . . .  | 4  |
| 2. „Es reicht. Was wollen wir mehr?": Ein Blick in den Einkaufskorb der Mauritier . . . . .                    | 8  |
| 3. Die Selbstversorgung soll gesteigert werden: Der Food Security Fund Strategic Plan . . . . .                | 10 |
| 4. „Es war ein Fehler, das traditionelle Bauern-Wissen zu ignorieren": Interview mit Ramesh Rajcumar . . . . . | 12 |
| 5. Tea Time - Mauritius' Teeproduktion – Reportage aus der grössten Teefabrik. . . . .                         | 16 |

# 1. Mauritius: Rollenmodell für Afrika

**Mauritius ist für viele vor allem eines: ein Ferienparadies. Die Insel im Indischen Ozean verfügt aber auch über eine der am schnellsten wachsenden Wirtschaften Afrikas. Und ein vergleichsweise hohes Bruttoinlandsprodukt. Kein Wunder, gilt die Insel für viele afrikanische Staaten als Vorbild.**

Der Schriftsteller Mark Twain soll gesagt haben, dass Mauritius als Vorlage für den biblischen Garten Eden gedient haben müsse, so schön sei die kleine Insel, 870 Kilometer östlich von Madagaskar im Indischen Ozean. Als Tourist teilt man diese Einschätzung. Gerade als Schweizer denkt man zuerst an Badeferien, endlose Strände, Korallenriffe und nicht zuletzt an viel Sonne, wenn jemand von Mauritius spricht. Doch der „Stern und Schlüssel des Indischen Ozeans“ ist nicht nur Ferienparadies für Erholungssuchende, sondern auch eines der am besten entwickelten Länder im südlichen Afrika, das über ein vergleichsweise hohes Bruttoinlandsprodukt pro Person verfügt. Mit der stabilen Demokratie und einer nicht besonders stark wahrgenommenen Korruption dient Mauritius deshalb auch als Rollenmodell für manches afrikanische Land.

Dass Mauritius heute diese Position übernehmen kann, hat viel mit seiner Geschichte zu tun. Denn es waren in der Vergangenheit wie auch in der Gegenwart viele Menschen, die sich für das Wohl der Insel und ihrer Bewohner eingesetzt haben. Erst seit 1968 sind es die Mauritier selbst, die sich um die Entwicklung „ihrer“ Insel kümmern, zuvor waren es die briti-



**Die lange Geschichte von Mauritius und der Migration verschiedener Ethnien lässt vor allem die Hauptstadt als Schmelztiegel der Kulturen erscheinen, die friedlich nebeneinander leben können. (H. Jäger)**

sche Königin, die französischen, portugiesischen und holländischen Kolonialherren sowie Piraten.

## **Siedler brachten fremde Tiere und Pflanzen**

Wer die Insel zuerst entdeckte, ist unklar. Auf portugiesischen Karten tauchten die Inseln bereits 1502 auf, während die Insel „offiziell“ erst 1507 durch die Portugiesen entdeckt wurde. Es waren auch die Portugiesen, die in Europa heimische Rinder, Schweine und Affen auf Mauritius ansiedelten und so den Grundstein für die Entwicklung der Insel legten. Bis dahin lebten vor allem Schildkröten, Dodos und verschiedene Fledertiere auf Mauritius. Da die portugiesischen Besatzer in der Insel keinen nützlichen Anlaufhafen sahen, nutzten sie diese nur gelegentlich als Stützpunkt, wenn sie auf dem Seeweg durch den Indischen Ozean frisches Wasser und Verpflegung benötigten.

Es dauerte mehr als hundert Jahre bis Mauritius zu einer wirklichen Kolonie mit

einer ständigen Wohnbevölkerung wurde. Denn 1638 gingen die Holländer am Grand Port im Südosten des Landes vor Anker und begannen, Siedlungen zu errichten. In den folgenden Jahren führten die Niederländer aus Jakarta Zuckerrohr ein und begannen mit dessen Anbau. Auch Reis, Kartoffeln, Ananas, Bananen und Zitrusfrüchte sowie verschiedene Gemüsesorten und Tabak brachten die Holländer auf die Insel. Ebenso wie Kaninchen, Schweine, Hirsche, Schafe, Tauben und Gänse. Alles wurde zur Ernährung der Seefahrer und der lokalen Bevölkerung benötigt und entsprechend kultiviert. Doch für die holländischen Kolonialherren blieb die Insel eine Herausforderung; bis 1706 machten häufige Zyklone und Regen, Krankheiten und die Abgeschiedenheit den 111 Menschen auf der Insel zu schaffen. 1710 schliesslich verliessen die Holländer die Insel endgültig in Richtung Südafrika.

In den folgenden Jahren diente die Insel als Ankerplatz für Piraten, welche die schwer beladenen Handelsschiffe im Indi-

schen Ozean abfingen und ausraubten. Darunter waren auch französische Schiffe, weshalb bereits 1715 die ersten Franzosen auf der Insel landeten – nicht zuletzt um den Piraten das Handwerk zu legen.

### **Franzosen transformierten Landwirtschaft**

1735, zwanzig Jahre nach Ankunft der ersten Franzosen, wurde Zuckerrohr definitiv zur Hauptpflanze von Mauritius. Denn der damalige französische Verwalter, Mahé de Labourdonnais, wollte, dass Mauritius nicht nur als Durchgangspunkt der Handelsschiffe dient, sondern auch als Exporteur auftreten kann. Labourdonnais war Kapitän der französischen East Indian Company, die im Auftrag des Staates Handel mit fernen Ländern trieb. Und er war es, der nicht nur im Zuckerrohranbau die grössten Chancen für Mauritius sah, sondern gleich auch die ersten Zuckermühlen errichten liess. Labourdonnais hat auch die Produktion des blauen Farbstoffs Indigo, von Kaffee, Baumwolle und Gewürzen gefördert.

Auch die Gestaltung von Port Louis, der heutigen Hauptstadt, wird ihm zugeschrieben – ebenso wie der Ausbau des Hafens und die Errichtung von Strassen. Bis zur französischen Revolution und den napoleonischen Kriegen entwickelte sich Mauritius kontinuierlich weiter und konnte seine Position als wichtiger Anlaufhafen festigen. Doch mit dem Verfall des französischen Königreichs, den Kriegen und den stärker werdenden Briten wurde Mauritius 1810 von den Engländern übernommen. Doch die britischen Besatzer haben nur wenig Einfluss auf die Verhältnisse auf der Insel ausgeübt. In der Folge blieben nicht nur die französische Sprache erhalten, sondern auch viele französische Institutionen und der napoleonische Code Civil.



**Zuckerrohr ist in Mauritius nach wie vor die Hauptkultur, landschaftsprägend und identitätsstiftend für das mauritische Selbstverständnis und für die Touristen. (H. Jäger)**

Dass sich die Insel dennoch weiterentwickelte, war vor allem dem Engagement einzelner Personen zuzuschreiben; so zum Beispiel Robert D. Faqhar. Ihm wird heute nachgesagt, dass er mehr die Interessen von Mauritius vertrat als die des britischen Empires. Faqhar hat bereits kurz nach der britischen Übernahme dafür gesorgt, dass Mauritius nicht nur mit Grossbritannien, sondern auch mit anderen Ländern Handel betreiben durfte. Gleichzeitig wurde in England der Importzoll für mauritischen Zucker reduziert, was insgesamt zu einem steigenden Zuckerrohranbau und zu einer zunehmenden Zuckerproduktion führte.

Als dann 1826 die Zuckerpreise auf dem Weltmarkt stiegen, akzentuierte sich die Zuckerindustrie noch stärker. Denn Kaffee, Indigo und viele weitere Pflanzen waren im Gegensatz zum Zuckerrohr nicht genügend robust, um den häufig auftretenden Zyklonen zu widerstehen. So wurde aus dem ehemaligen Durchgangsort eine Kolonie, die das Exportprodukt Zucker anbauen und ausführen konnte. Bis dahin beruhte ein wesentlicher Teil des Wachstums

darauf, mit vorwiegend afrikanischen Sklaven über äusserst günstige Arbeitskräfte zu verfügen.

### **Inden ersetzten Sklaven**

Mit dem Ende der Sklaverei um 1835 hatten auch die Zuckerbarone ein Problem, denn sie mussten ihren Plantagenarbeitern plötzlich einen Lohn auszahlen. Andererseits waren die ehemaligen Sklaven auch nicht mehr bereit, für ihre Herren zu arbeiten. Auf der Suche nach neuen, billigen und willigen Arbeitskräften wurde man unter anderem in Indien fündig. So begann bald der „Kulihandel“, der Handel mit Vertragsarbeitern aus der Region um Kalkutta. Der Kulihandel hatte innert kurzer Zeit grosse Auswirkungen auf das soziale Gefüge von Mauritius, schon nach dreissig Jahren war die Hälfte der mauritischen Bevölkerung indischer Herkunft.

Die Zuckerrohrplantagen und Zuckerfabriken lagen indes nach wie vor im Besitz franko-mauritischer Unternehmer und Landbesitzer. Während den 20er-Jahren des letzten Jahrhunderts kam es dann auch



Mauritius mit der Hauptstadt Port-Louis im Nordwesten. (Karte: Eric Gaba/cc)

zu Aufständen, die mit der Gründung der Mauritianischen Arbeiterpartei zur Bildung der ersten politischen Partei der Insel führte.

Mit dem Bau des Suez-Kanals 1869 verlor Mauritius als Anlaufhafen für Handelsschiffe an Bedeutung. Ausserdem wurde in den darauffolgenden Jahren in Europa damit begonnen, Zuckerrüben anzubauen, was den Zuckerpreis zusehends unter Druck setzte. Bis zum zweiten Weltkrieg blieb die gesamte Wirtschaft auf der Insel praktisch stehen. Mit dem Erstarren einer politischen Linken, die sich für die Arbeiterklasse und ihre Anliegen einsetzte, stieg auch die Verhandlungsbereitschaft der britischen Kolonialherrschaft. Nach dem zweiten Weltkrieg begann man, Verhandlungen zu führen und schliesslich

auch über eine neue Verfassung nachzudenken.

**Von der Agrarnation zum Dienstleistungsexporteur**

Mauritius wurde am 12. März 1968 nach 150 Jahren britischer Herrschaft unabhängig. Es folgte die Mitgliedschaft im Commonwealth und Königin Elisabeth II. blieb zunächst offizielles Staatsoberhaupt der Insel. Als die Briten Mauritius 1968 verliessen, basierte die ganze Wirtschaft auf Zuckerexporten. Zwar wurde etwas Tee angebaut und exportiert, allerdings in unbedeutenden Mengen. Gleichzeitig war in dieser Zeit die Landwirtschaft nach wie vor der bedeutendste Wirtschaftszweig, der am meisten Menschen beschäftigte und im Ex-

**Landwirtschaftspolitik**

Die Regierung von Mauritius will die Ernährungs- und die Lebensmittelsicherheit garantieren. Dazu wird einerseits eine Professionalisierung der Versorgungsketten gefordert, andererseits eine diversifizierte Landwirtschaft, die neben Zuckerrohr auch Obst und Gemüse produziert. Zusätzlich sollen und müssen der Handel und die Handelsbeziehungen gefestigt werden, denn Mauritius wird immer von Importen abhängig sein. Der Grenzschutz ist auf Mauritius von besonderer Bedeutung, denn um den Bauern ein Auskommen zu ermöglichen, werden sowohl Importe von Kartoffeln und Salz durch Importquoten limitiert, gleichzeitig aber die Inputs – Dünger oder Frachtkosten – durch die Regierung reduziert. Andererseits muss Mauritius dafür sorgen, dass es nicht zu Versorgungsempässen kommt. Deshalb wird der Import von strategischen Gütern – wie zum Beispiel Weizen oder Reis – durch halbstaatliche Organisationen wie das Agricultural Marketing Board vorgenommen.

port die höchsten Erlöse erzielte. Seither hat sich jedoch viel verändert, Mauritius hat sich von einer ärmlichen Agrarnation zu einem Land mit einer breit gefächerten Wirtschaft entwickelt. Zuerst kamen der Tourismus und die Textilindustrie. In den 90er-Jahren schliesslich auch die Finanzdienstleistungen und allgemeine Dienstleistungen, die zu einem Devisenbringer wurden. Letzterer macht heute mehr als 70 Prozent des Bruttoinlandsprodukts aus, das einstige Flaggsschiff, die Zuckerrohrproduktion noch zwei Prozent. Die mauritische Wirtschaft ist eine der am schnellsten



**Die wirtschaftliche Bedeutung der Landwirtschaft hat in den letzten Jahren abgenommen. (pd)**

wachsenden im südlichen Afrika und ein Nettoexporteur von Dienstleistungen. Ein Grund dafür sind internationale Unternehmen, die sich auf Mauritius niederlassen und die Insel als Tor zu den schnell wachsenden afrikanischen Märkten nutzen wollen.

Mit dem Aufschwung der Wirtschaft verlor die Landwirtschaft gleichzeitig an wirtschaftlicher Bedeutung, obwohl knapp die Hälfte der 2'040 km<sup>2</sup> grossen Insel dafür verwendet wird. Weil Zucker nach wie vor das wichtigste Exportprodukt der Landwirtschaft ist, dominieren auch die Zuckerrohrfelder das Landschaftsbild. Einige Bauern produzieren Früchte, Gemüse, Blumen oder Tee. Und vereinzelt werden Rinder, Schafe, Ziegen und Schweine gehalten. Allerdings reichen die so hergestellten Nahrungsmittel nicht aus, um die Bevölkerung zu versorgen; in Mauritius muss etwa 70 Prozent des Essens importiert werden, die Landwirtschaft macht insgesamt noch etwa fünf Prozent des BIP aus.

### **Flaggschiff unter Druck**

Nach der Unabhängigkeit hat die EU Mauritius eine Zuckerquote gewährt, die den Zuckerexport zu Preisen ermöglichte, die phasenweise mehr als 30 Prozent über den Weltmarktpreisen lagen. Weil diese Quoten seit 2006 laufend abgebaut wurden, ist die Zuckerindustrie unter Druck geraten. Man begann in der Folge, die traditionellen Verarbeitungsprozesse zu erweitern; Mauritius entwickelte sich zu einem Zuckerrohr-Cluster, das aus Zuckerrohr verschiedene Energieformen herstellen kann: Ethanol, Elektrizität oder Nahrungsmittel. Trotzdem haben diese Massnahmen den Rückgang der Anbauflächen nicht verhindert. Dass das freierwerbende Land aber nicht bewirtschaftet wird, ist undenkbar. Die Regierung will nämlich, dass die Bauern ihre Höfe diversifizieren und zusehends auch Gemüse und Früchte anbauen, in Tierhaltung und Milchproduktion einsteigen.

Grund für diesen Kurs ist die tiefe Inlandversorgung. Insbesondere der auf der Insel nicht vorhandene Getreideanbau schwächt die Kalorienversorgung. Ebenso müssen Rind- und Schaffleisch sowie Milch und Milchprodukte zu fast 100 Prozent importiert werden. Die lokale Landwirtschaft kann nur zwei Prozent der nachgefragten Milch und 1,5 Prozent des nachgefragten Rindfleisches produzieren. Immerhin ist Mauritius Selbstversorger bei Geflügel, Eiern, Schweinefleisch und den meisten Gemüsen.

## 2. „Es reicht. Was wollen wir mehr?“

**Die Ernährung in Mauritius ist vor allem davon abhängig, wie gross das Einkommen ist. Gerade für Menschen, die weniger verdienen heisst das in erster Linie: Verzicht auf frisches Gemüse und Früchte, stattdessen staatlich subventioniertes Fleisch, Reis und Hülsenfrüchte.**

Es riecht nach Zwiebeln, Knoblauch, Ingwer, Koriander, Tomaten, Pfeffer, Curry und Reis. Bald gibt es Nachtessen, denn auf dem Gasherd steht eine Pfanne gefüllt mit Reis für fünf Personen. In der Pfanne daneben liegen Hühnchenstücke – Brust, Schenkel, Flügel - in einer Tomaten-Koriandersauce. Das Poulet wurde in Mauritius gezüchtet, gemästet und geschlachtet, die Dosentomaten kommen aus Italien, der Reis aus China oder Indien. Frisches Gemüse gibt es an diesem Abend auch, und zwar gedünstete Auberginen. Doch das Gemüse ist teuer, ein Kilo frische Tomaten kostet doppelt so viel wie ein Sechserpack Wasser, Karotten und Auberginen etwa gleich viel, nämlich ca. 100 Rupien (ca. 2,70 CHF). Gerade im Sommer sind die Preise um einiges höher als im Winter. Und so kommt es, dass viele Mauritier im Sommer weniger Gemüse und Salat essen. Schlicht weil sie es sich nicht leisten können. Auch Olivier und Fabien, zwei Brüder, die ein kleines Tauchzentrum im Südwesten der Insel betreiben, geht es so. Doch das stört sie nicht, denn das Fleisch und die Stärkebeilagen sind günstig, die Kalorienzufuhr damit gedeckt. Dass sie hungrig ins Bett gingen, das kommt nicht vor, erklärt Fabien.



**Die Preise auf dem Markt sind deutlich höher angegeben als sie schlussendlich sind. (H. Jäger)**

### Teures Wasser

Doch frei von Sorgen Lebensmittel einkaufen, wie das mancher Schweizer kann, können die Brüder nicht. Es komme vor, dass man Ende Monat die Ernährung anpassen müsse, weil das Geld sonst nicht reiche, erklärt Seraina, die Frau von Fabien, bei der wir zu Gast sind. Dann gebe es weniger Fleisch, dafür mehr Reis, Linsen oder Bohnen. „Das teuerste ist aber das Wasser“, meint Seraina. Denn alleine sie und Fabien trinken zusammen jeden Tag ein Sechserpack Wasser, rund 9 Liter, das zwischen 80 und 120 Rupien kostet. Ein Luxus, den sich viele andere auf Mauritius nicht leisten könnten. Pro Monat gehen so um die 3'000 Rupien alleine für Wasser drauf, gut zehn Prozent des gemeinsamen Einkommens.

Es ist für beide undenkbar, im Kühlschrank einen Wocheneinkauf an Früchten und Gemüsen zu lagern. Stattdessen kaufen sie jeden Tag „in London“ dasjenige frisch ein, was sie gerade zum Kochen benötigen. „Und alle vier bis acht Wochen gibt es einen Grosseinkauf“, ergänzt

Seraina. Dann nämlich werden Konserven, Reis, Teigwaren, Zucker, Kaffee, etc. eingekauft und gebunkert. Für die Zeit, wenn das Geld nicht mehr für das Gemüse reicht.

### Herkunft spielt keine Rolle

„London“ ist eine mauritische Supermarktkette, die alles anbietet – vom Rum über Bier und Zigaretten hin zu Milch, Joghurt, Fleisch, Gemüse, Pflegeprodukten, Kochbüchern und sogar Zeitschriften für Expats, ausländische Arbeitnehmende, die häufig im Tourismus oder im schnell wachsenden Finanzbereich arbeiten.

Nicht nur die Vielfalt der Produktpalette ist gross, sondern auch deren Herkunft. Im Milchregal findet man UHT-Milch aus Mauritius, Neuseeland und aus Australien. Ebenso Milchprodukte wie Käse und Joghurt. Letztere können auch aus Frankreich, Deutschland oder den Niederlanden stammen. Auch beim Fleisch findet man einheimisches Poulet neben brasilianischem, neuseeländischem oder australischem und argentinischem Rind- und Lammfleisch. In den Regalen allerdings

macht man kaum Labels aus; keine „Bio-Knospe“, keine „Aus der Region für die Region...“-Milch, sondern „Qualitätsprodukte“ aus der ganzen Welt. So finden sich „Deutschländer“ neben „Corned Beef“ und „Schär-Biskuits“ neben „Cassava-Biscuits“. Offenbar ist es nicht wichtig, ob die Waren in erster Linie auf Deutsch, Französisch oder Englisch angeschrieben werden. Hauptsache, die Regale sind gefüllt. Im Vergleich zu den Schweizer Produkten günstig und vor allem eines: sättigend. Doch bei genauerem Hinschauen findet man auch Speziallebensmittel – Glutenfrei, Lactosefrei oder vegetarisch. Nur, die glutenfreie Pasta kostet etwa dreimal so viel wie die Hausmarke, die Reiswaffeln aus biologischer Produktion sind etwa doppelt so teuer wie deren konventionelle Vergleichsprodukte.

### Traditionelle Märkte sind teuer

Es gibt noch einen anderen Ort, wo Lebensmittel etwas teurer sind als im Supermarkt, nämlich auf dem Markt. Der grösste Markt ist der Central Market in der Hauptstadt Port Louis. Im Herzen der Stadt liegt die grosse Markthalle, deren Besuch in vielen Reiseführern empfohlen wird. Bevor man in die Halle kommt, passiert man mehrere Strassen mit improvisierten Ständen. Überall sind Händler, die versuchen Taschen, Gürtel, Tücher und viele andere Waren zu verkaufen. Es ist laut, hektisch, drückend heiss, aber auch farbig vielfältig und fröhlich. In der Haupthalle des Central Market ist es angenehm kühl, etwas düster, gleichwohl farbig: neben Tomaten finden Kartoffeln, Maniok, Knoblauch, Zwiebeln, Kürbisse, Kohlgewächse, Lauch und Salate ihren Platz. Auch Gewürze – Vanille, Safran, Curry in allen Variationen, Muskat, Chili, Salz, Paprika – dürfen nicht fehlen. Und hinter jedem Stand steht ein Händler, der



**Preisschwankungen auf den internationalen Märkten sind für die Händler ein Problem. (H.Jäger)**

versucht, die vorbeilaufenden Menschen lautstark für seine Ware zu begeistern. Die Händler wissen, dass gerade Touristen aus westlichen Ländern nicht gewohnt sind, die Preise zu verhandeln.

So sind die Waren sehr teuer angeschrieben. Ein Kilo Tomaten würde etwa doppelt so viel kosten wie im Supermarkt – wenn man den Preis nicht verhandelt. Aber auch mit viel Geschick lassen sich die Supermarktpreise kaum unterbieten. Ein Kunde fragt ungläubig: „300 Rupien für die Tomaten?“. „Ja“, erwidert der Händler. „Das ist zu viel, ich geb dir 200“, beginnt der Kunde zu handeln, „Das ist zu wenig; 230 musst du mir geben“, „Also gut, 220 Rupie für das Kilo Tomaten...“. Der Preis ist verhandelt, Kunde und Händler zufrieden. Doch wer macht den Preis? Auf Nachfrage sagt ein Händler nur, dass man das Gemüse in einem Engros-Markt einkaufe und am Central Market weiterverkaufe. „Manchmal gehen die Preise rauf, manchmal runter“, so der Händler.

Wie uns Seraina erzählt, werde das Gemüse aber sofort doppelt so teuer angeschrieben, sobald die meteorologischen Dienste eine Zyklonwarnung meldeten. Na-

türlich würden die Preise dann auch wieder sinken, „aber nur sehr langsam“, sagt sie. Ohnehin sind für die Kunden die Preise schwer nachvollziehbar. Für die mauritischen Händler vor allem eine Herausforderung sind Preisschwankungen an den Weltmärkten. Denn steigen die Preise, sinkt die Kaufkraft und die armen Bevölkerungsschichten können sich nicht mehr ausreichend ernähren, die Händler können weniger verkaufen und müssen selbst sinkende Einnahmen in Kauf nehmen. Dass Mauritius mehr als 70 Prozent der konsumierten Nahrungsmittel importieren muss, macht die Lage zusätzlich schwierig, gerade weil in Zukunft damit gerechnet wird, dass die Preise noch schneller und noch stärker schwanken werden.

Für die beiden Brüder und Seraina spielt das an diesem Abend keine Rolle. Sie müssen essen, morgen kommen wieder Gäste, die tauchen wollen. Natürlich würden sie sich ab und an Gedanken machen, was die Zukunft bringe und ob sie bis Ende Monat genug zu essen haben. Aber irgendwie werde es schon gehen. Und sowieso – es reiche für den Moment, was wolle man mehr?



## 3. Die Selbstversorgung soll gesteigert werden

**Die Versorgung mit ausreichend und gesunden Lebensmitteln ist für Mauritius eine Herausforderung. Das Land importiert 70 Prozent der Nahrungsmittel und ist auf Handelsbeziehungen angewiesen. Die Regierung will mit einem Programm die Selbstversorgung von 30 auf 33 Prozent erhöhen.**

2008 stiegen die Weltmarktpreise für Weizen und Reis auf Niveaus, wie man sie die letzten 30 Jahre nicht mehr kannte. Das hielt die Welternährungsorganisation FAO später in ihren Berichten fest. Die hohen Preise hatten Folgen, insbesondere für Menschen mit einem tiefen Einkommen. Praktisch über Nacht konnten sie sich nicht mehr ausreichend ernähren – sie litten Hunger.

Mauritius importierte zu dieser Zeit praktisch den ganzen Bedarf an Brotgetreide und Reis. Das sind jährlich rund 78'000 Tonnen Reis und 165'000 Tonnen Weizen. Ausserdem werden 6'000 Tonnen Tomaten, 35'000 Tonnen Sonnenblumenöl und 250 Tonnen Zitrusfrüchte eingeführt. Für die Bevölkerung und insbesondere die regierungsnahen Firmen, die für die Importe zuständig sind, war die Versorgung praktisch über Nacht gefährdet. 2014, sieben Jahre später, schreibt das nationale Audit-Büro in einem Evaluationsbericht, dass dieser dramatische Sommer 2008 für ein Umdenken bei der Regierung gesorgt habe. Die Regierung sei „aufgewacht“, heisst es. Und sie habe dazu aufgefordert, dass auf

allen Ebenen Massnahmen getroffen werden, damit Mauritius zukünftigen Schocks – Finanzkrisen, Marktschwankungen oder Umweltkatastrophen – besser widerstehen könne.

Befeuert von der angespannten Situation wurde ein politisches Programm ins Leben gerufen, der Food Security Fund Strategic Plan. Mithilfe dieses ziemlich umfangreichen Planes soll die Bruttoselbstversorgung der Insel um zehn Prozent auf 33 Prozent erhöht werden. Nur bei der Milch- und Fleischproduktion soll das Wachstum höher ausfallen, die Regierung wünschte sich 2008 eine knappe Verdreifachung der Milchproduktion, von 5,9 Millionen Liter auf 14 Millionen Liter und beinahe eine Verdoppelung der Rindfleischproduktion, von 1'300 Tonnen auf 2'300 Tonnen pro Jahr.

### **Landgrabbing, um fehlende Landflächen zu kompensieren**

Würde die Insel einen Selbstversorgungsgrad von 100 Prozent anstreben, müssten theoretisch zusätzlich 177'400 Hektaren Ackerflächen erschlossen werden. Nur ist Mauritius lediglich 2'040 Quadratkilometer gross und kann nur auf etwa der Hälfte der Fläche überhaupt Landwirtschaft betreiben. Die Insel müsste, um den ganzen Bedarf decken zu können, theoretisch doppelt so gross sein. Um diese strukturelle Schwäche auszugleichen, hat die mauritische Regierung rund 23'500 Hektaren Land in Mosambik gepachtet. Von den angebauten Gütern sollen 25 Prozent beiden Regierungen zur Verfügung stehen, heisst es. Wohin die übrigen 75 Prozent gehen, ist unklar.

Neben der natürlichen Beschränkung der Ackerflächen ist auch der Zugang zu Dünger und Pflanzenschutzmitteln beschränkt. Und es stellt sich zunehmend heraus, dass immer weniger Menschen bereit sind, auf den Äckern zu arbeiten, den Bauern gehen die Arbeitskräfte und die Betriebsnachfolger aus.

Um den verschiedenen Problemen zu begegnen, soll sich auch die Landwirtschaft stärker am Export orientieren und neue Chancen für Landwirte, Unternehmer und Familien auf dem Land schaffen. Gleichzeitig sollte auch der Zugang zu Ackerland vereinfacht und die Mechanisierung der Landwirtschaft vorangetrieben werden. Und, zu guter Letzt, müsste auch Forschung betrieben werden, um eine nachhaltige, die Biodiversität und Pflanzenwelt schonende und ressourceneffiziente Landwirtschaft entwickeln zu können. In der Gesamtheit der Massnahmen sollen am Ende die Produktivität und das Einkommen der bäuerlichen Arbeitskräfte steigen.

Für das Programm hat man ursprünglich ein Budget von 1,086 Milliarden Rupien geplant, wobei man 915 Millionen Rupien auf Mauritius ausgeben wollte. Insgesamt je 458 Millionen Rupien für die Pflanzen-, bzw. Tierproduktion.

### **Ausbleibende Wirkung in vielen Bereichen**

Tatsächlich blieb der Plan auf dem Papier besser als in der Realität. Zwar konnte man auf Mauritius 1'075 Hektaren Land für die landwirtschaftliche Nutzung freigeben, um die Produktion von Zwiebeln, Kartoffeln, Knoblauch, Mais, Früchten und Futter zu

erhöhen. Und in den ersten drei Jahren konnten 12'000 Bauern – das ist etwa ein Drittel der gesamten Bauernschaft auf Mauritius – an Kursen teilnehmen, wo sie mehr über die Pflanzen- und Tierproduktion lernten.

Die Regierung liess im Frühling 2014 das nationale Audit Office, eine Art staatliche Auditierungsorganisation, die gemachten Fortschritte evaluieren. Wie in dem Bericht geschrieben steht, habe vor allem die „egoistische Mentalität“ der Landwirte und Kleinbauern dazu geführt, dass sich keine Genossenschaften oder Kooperativen gebildet hätten. Ein Phänomen, das auch auf dem afrikanischen Kontinent beobachtet wird. Doch gerade Genossenschaften waren die Bedingung, um Gelder für die Entwicklung von Geschäftszweigen zu erhalten oder bestehende Infrastrukturen besser nutzen zu können.

Von diesem Problem sind vor allem Landwirte betroffen, die nicht im Zuckerrohranbau tätig sind. Denn dort sind die Supply Chains, also die Verbindungen zwischen Produzenten und Abnehmern, viel besser ausgebildet und gesteuert als dies bei anderen Sektoren wie der Milchproduktion der Fall ist. Für diese Bauern ist es praktisch unmöglich, die Produktion der Marktnachfrage anzugleichen. Die Folge sind enorme Versorgungsschwankungen – mit Knappheit oder starker Überproduktion. Daraus folgen starke Preisschwankungen, die auch für die Bauern schwer zu bewältigen sind.

### **Ganz ohne Wirkung ist der Plan doch nicht**

Trotz diesen Schwierigkeiten hat die Pflanzenproduktion um fast 24 Prozent zugenommen. Die mauritischen Bauern produzierten im vorletzten Jahr nämlich 115'000

Tonnen Früchte und Gemüse, 2008 waren es nur 93'000 Tonnen. Während bei der Pflanzenproduktion eine gewisse Wirkung sichtbar ist, blieb diese bei der Tierhaltung weitgehend aus. Zwar hielt man im Zwischenbericht fest, dass die Milchproduktion um 37 Prozent, von 4,3 Millionen Liter auf 5,9 Millionen Liter zulegte, und auch die Fleischproduktion um 53 Prozent gesteigert werden konnte. Doch die lokale Milchproduktion kann nach wie vor nur zwei Prozent der mauritischen Nachfrage bedienen. Um die lokale Rindfleischproduktion steht es noch schlechter, diese deckt nur 1,5 Prozent der Nachfrage. Ausgenommen hiervon sind Geflügel- und Schweinefleisch, deren Produktion die Nachfrage nach wie vor vollständig decken kann.

Damit die Milchleistung der mauritischen Farmer verbessert wird, plante die Behörde Modellfarmen, auf denen die „richtige“ Haltung und Melkpraxis vermittelt werden sollte. Da allerdings während den letzten Jahren die Staatsgelder gekürzt wurden, standen statt zehn nur vier Millionen Rupie zur Verfügung; das sind rund 106'000 Schweizer Franken. Um die Modellfarmen trotzdem bauen zu können, hat man die Betriebsgrösse von 50 auf 30 Kuhplätze reduziert. Dann konnte mit dem Bau begonnen werden, der bis heute andauert. Andererseits hat man festgestellt, dass die Milchkühe nicht die erwartete Milchleistung erbringen können. Eigentlich müssten die Kühe, man setzt Jersey und Holstein-Friesian ein, gemäss Plan zwischen vier- und fünftausend Liter Milch pro Laktation produzieren. Tatsächlich aber liegt die Milchproduktion bei 1'500 kg pro Kuh und Jahr. Und das, obwohl die Produktionsbedingungen in etwa dieselben sind wie in Südafrika, dem Herkunftsland der Kühe.

### **Wie es nach 2015 weitergeht, ist noch unklar**

Neben dem Bericht des Audit-Büros ist es im Moment aber um den Plan recht ruhig geworden. In den Medien wird der Food Security Fund Strategic Plan kaum thematisiert. Auch die lokale Bevölkerung hat wenig von den Regierungszielen mitbekommen. Für Sie entscheidend sind die Preisentwicklung auf den Märkten und die Verfügbarkeit der Waren.

Gleichzeitig setzte die Regierung vor allem auf die Privatwirtschaft. Diese soll letztlich für das gewünschte Wachstum sorgen, während man sich in den Amtsstuben darauf fokussiert, die richtigen Leute zusammenzubringen und für die Ziele zu sensibilisieren, die sie erreichen sollten. Nun ist das Programm etwas in den Hintergrund gerückt, was an den jüngsten Entwicklungen liegen dürfte. Denn mehrere Korruptionsaffären belasten das Image der regierenden Partei sowie das Vertrauen in den Staat und haben dazu geführt, dass der amtierende Premierminister im Frühling 2015 abgesetzt wurde. Da die Landwirtschaft ausserdem volkswirtschaftlich von untergeordneter Bedeutung ist, hat man offenbar auch den Plan etwas zurückgestuft. Zwar will man die Landwirte unterstützen, damit sie die globalen Herausforderungen besser meistern können. Allerdings scheint es am politischen Willen zu fehlen. Wie es mit dem Plan deshalb weitergehen soll, ist ungewiss.

## 4. „Es war ein Fehler, das traditionelle Bauern-Wissen zu ignorieren“

**Ramesh Rajcumar hat mehr als 30 Jahre in der landwirtschaftlichen Forschung und Beratung gearbeitet. Ein Gespräch über Mauritius, die Veränderungen in der Beratung und die Zukunft der mauritischen Landwirtschaft.**

*LID: Wie haben sich die Herausforderungen für die mauritische Landwirtschaft in den letzten Jahren verändert?*

Ramesh Rajcumar: Es hat sich sehr viel verändert. Als ich in den Siebzigerjahren die Universität verliess, war Mauritius eine Einpflanzen-Wirtschaft. Alles basierte auf Zuckerrohr, das ganze Strassennetz, die Dörfer und Städte, der Hafen, die Lageranlagen. Und die Eisenbahn, die wir noch hatten. Sogar die Forschungszentren haben sich rund um Zuckerrohranbau entwickelt – wir haben zum Beispiel eines der ältesten Forschungszentren der Zuckerindustrie hier auf Mauritius.

### Zur Person

Ramesh Rajcumar ist Vizedirektor am Food and Agricultural Research and Extension Institute (Farei). Er hat sich in seiner mehr als 30-jährigen Karriere vor allem Bauern, der Armutsbekämpfung und der Umwelt verschrieben. Er wolle noch ein paar Jahre arbeiten, sagt der indischstämmige Rajcumar. Und sich dann zur Ruhe setzen. Vorerst aber beginne sein Arbeitstag um spätestens 7:30 und ende frühestens um 20:00.

*Zuckerrohr war immer ein wichtiger Bestandteil der mauritischen Wirtschaft. Hat man das nie in Frage gestellt?*

Ich habe viele Initiativen gesehen während meiner Karriere. Denn die Menschen haben von Zeit zu Zeit darüber nachgedacht, ob man die Landwirtschaft diversifizieren müsse. Und zwar immer dann, wenn die Zuckerindustrie gefährdet schien. Doch die Diskussionen waren nur von kurzer Dauer – sobald auf den Weltmärkten mehr Zucker nachgefragt wurde, hat man das ganze wieder vergessen und sich auf die Zuckerproduktion fokussiert.

**„Wenn's schlecht lief, dachte man über Diversifizierung nach. Danach vergass man alles wieder.“**

Mittlerweile haben sich die Bedingungen markant verändert. Angefangen hat das mit der Hotelindustrie, die mit Geldern aus der Zuckerfabrikation aufgebaut wurde. Dann folgte der Dienstleistungsbereich. Und heute ist unsere Wirtschaft kaum von der Landwirtschaft abhängig. Tatsächlich hat sich die Rolle der



Ramesh Rajcumar hält die Überalterung der Landwirtschaft für ein grosses Problem. (H. Jäger)

Landwirtschaft stark verringert, der Anteil am Bruttoinlandprodukt ist stark zurückgegangen.

*Trotzdem bleibt die Selbstversorgung ein wichtiges Thema. Warum?*

Das kommt aus der Zeit des 2. Weltkrieges. Damals wurde der gesamte Reis aus Asien importiert, das gesamte Mehl aus Europa. Damals hat man viel unternommen, um Cassava, Süsskartoffeln und andere, ähnliche Produkte anzubauen, um den Reis und das Mehl zu ersetzen. Das Thema ist seither in der Politik immer präsent geblieben. Seit diesen Zeiten hat die Industrie viel in das Land investiert, Strassen gebaut, grosse Flächen Land gekauft. Da diese Firmen sich nun immer öf-

ter zusammenschliessen, ist es für Kleinbauern zunehmend schwierig, sich am Markt zu behaupten. Mehr als vier Hektaren kann sich ein einfacher Bauer praktisch nicht leisten. Und dann ist das Erbrecht, das dazu führt, dass im Todesfall das Land auf alle Erben gleichmässig verteilt werden muss. In der Folge bleiben die Kleinbetriebe sehr klein. So wird das Ungleichgewicht zwischen den grossen Firmen und ihren Ländereien und den Kleinbauern immer grösser. Denn letztere sind praktisch dazu gezwungen, irgendwann ihr Land an die Firmen zu verkaufen, weil sie es nicht ausreichend mechanisieren können.

*Wie geht es mit den kleinen Bauern weiter? Wie viele wird es in Zukunft noch geben?*

Viele Kleinbetriebe sind aus der Zuckerproduktion ausgestiegen und versuchen, ihren Betrieb zu erweitern. Es gibt solche, die beginnen, Gemüse oder Früchte anzubauen. Allerdings ist dieser Markt sehr klein. Um für den Export zu produzieren, sind wir zu weit vom Festland entfernt, die Transportkosten sind zu hoch. Weil unser Binnenmarkt aber so klein ist, gerät er sehr leicht aus dem Gleichgewicht. Wenn nämlich jeder etwas anbaut und verkaufen will, passiert es schon heute sehr oft, dass die Preise stark sinken. Andere gehen in Richtung Rindviehhaltung. Aber auch dieser Bereich ist sehr kapitalintensiv.

*Wie hat sich die landwirtschaftliche Beratung während ihrer Zeit verändert?*

Als ich 1976 begann, konnten wir Grunddienstleistungen in der Beratung anbieten. Allerdings gab es damals sehr viele Probleme. Die Bauern waren sich nicht gewohnt, synthetische Dünger zu ver-



Arbeitstage von über 12 Stunden sind für Rajcumar normals. (H. Jäger)

wenden, sie hatten auf den Feldern kranke Pflanzen und wussten nicht, was sie nun machen sollten. Damals hatte die Beratung sehr direktiv gewirkt, wir kamen auf das Feld und sagten, was die Bauern zu machen hatten. Erst nach vielen Jahren begannen wir festzustellen, dass es Gründe gab, weshalb Landwirte etwas genau so machten, wie sie es machten. Oft hätten sie Recht gehabt, mit ihrer Art, die Felder zu bestellen. Unsere Beratungsmethodik hat dazu geführt, dass über die Jahre viel Praxiswissen verloren gegangen ist. Heute stehen wir hingegen an einem ganz anderen Punkt, es geht nämlich darum, die Probleme, die aus der grünen Revolution entstanden sind – Erosion, zurückgehende Bodenfruchtbarkeit, Bodenverschmutzung – zu lösen.

*Die Bauern müssen effizienter werden. Sie sagten, dass dies nur über die Vergrösserung der Höfe möglich ist. Aber gerade wenn man über Grossbetriebe spricht, meint man häufig industrialisierte Landwirtschaft mit Massentierhaltung und syn-*

*thetischen Düngern und Pflanzenschutzmitteln. Stimmen Sie dem zu oder halten Sie diese Entwicklung für falsch?*

Die Frage ist nicht, ob richtig oder falsch. Die Frage ist, wie wir überhaupt weiterkommen können. Die Konsumenten setzen die Landwirte zunehmend unter Druck und sagen, dass zu viel Pestizide, zu viel Dünger und andere Dinge verwendet werden. Die Landwirtschaft würde die Umwelt verschmutzen, sagen Umweltschützer. Und diese Themen müssen wir aufgreifen. Wir können den Landwirten Alternativen bieten, damit sie statt auf synthetische Dünger oder Pflanzenschutzmittel auf biologische Düngung und Schädlingsbekämpfung setzen. Doch dieser Wechsel braucht Zeit. Denn noch glauben viele Bauern nicht, dass biologische Schädlingsbekämpfung besser ist als die, die er schon kennt. Und solange er nicht sicher ist, dass unsere Angebote wirken, wird er sicher nicht umstellen, denn er muss seine Familie ernähren. Immerhin funktioniert es mit den biologischen Düngern schon sehr gut.

*Und bei den Pestiziden?*

In Mauritius ist die Schädlingsbekämpfung schwierig, der Schädlingsdruck aufgrund des tropischen Klimas sehr hoch. Wir kommen im Moment nicht darum herum, Pestizide einzusetzen. Sonst hätten wir nichts zu essen. Immerhin gibt es Alternativen, Bio-Pestizide sozusagen. Seit vier Jahren sind diese Produkte auf dem Markt und sie werden zunehmend verwendet. Trotzdem bleibt die Herausforderung, dass wir das Essen für unsere Bevölkerung produzieren müssen. Dass die Erträge bei biologischem Landbau nur kurzfristig stark zurückgehen, sich danach aber wieder erholen, stimmt mich zuversichtlich. Dass wir das traditionelle Wissen der Bauern lange ignoriert haben, das war ein Fehler, der auch in Mauritius dazu führte, dass wir Biodiversität verloren haben. Glücklicherweise gibt es Konsumenten, die diese alten Sorten nachfragen. Aber wenn wir Sorten importieren, die stärker nachgefragt werden, verschwinden unsere lokalen Produkte.

**„Es ist bei einigen Lebensmitteln sinnvoller sie zu importieren, statt selbst anzubauen“**

*Welche Rolle spielt in diesem Zusammenhang der Food Security Fund Strategic Plan?*

Der Plan wurde 2008/2009 eingeführt, als die Preise auf den Weltmärkten sich kurzfristig gerade erholt haben. Glücklicherweise hatten wir in den Jahren der sehr hohen Weltmarktpreise genügend Geld, um unsere Versorgung zu sichern. Denn die Grundversorgung ist für das soziale Klima von Mauritius sehr wichtig. Der Plan gibt lediglich Vorschläge vor, die

die Nahrungsmittelproduktion und damit auch die Ernährungssicherheit von unserem Land fördern sollen.

*Der Plan läuft Ende Jahr aus. Was kommt danach?*

Zuerst müssen wir den Plan revidieren. Denn es kann sein, dass die Marktbedingungen sich verändern. Andererseits müssen wir auch klar festhalten, dass es bei einzelnen Lebensmitteln sinnvoller sein kann, wenn wir diese auf den Weltmärkten kaufen, statt selbst zu produzieren. Unsere Strategie ist aber eher, dass wir den Wert unserer Produkte steigern wollen. Dazu brauchen wir Bauern und junge, unternehmerische Personen, die unsere Rohstoffe veredeln und dann verkaufen. Denn in der Verarbeitung kann man Geld verdienen. Hinzu kommt, dass sich auch das Konsumentenverhalten verändert, es werden mehr und mehr verarbeitete Lebensmittel nachgefragt. Natürlich ist es auch einfacher, die veredelten Produkte zu verkaufen.

*Andererseits ist davon auszugehen, dass der Klimawandel vieles auf der Insel verändern wird.*

Ja, genau. Davon gehen wir auch aus. Es kann gut sein, dass wir viel Land an den Küstenregionen verlieren werden. Ein anderes Problem sind die Wetterextreme.



**Der indischstämmige Ramesh Rajcumar beschäftigt sich seit über 30 Jahren mit der mauritischen Agrarforschung. (H.Jäger)**

Springfluten, Zyklone, schwere Niederschläge führen zu massiven Schäden. Andererseits kann auch extreme Trockenheit zu massiven Ernteaussfällen führen. Mit dem Klimawandel werden wir früher oder später solchen Situationen gegenüberstehen. Bei Zyklonen, die auch die ganze Gemüseproduktion zerstören können, müssen sie dann die Inlandproduktion kurzfristig mit Importen substituieren.

*Aber der Klimawandel als Gefahr wird im Plan gar nicht erwähnt, oder?*

Es ist schwierig, dieses Thema überhaupt zu behandeln. Denn wir können die Zyklone schliesslich nicht wegschicken. Immerhin können wir uns auf die Zyklonsaison vorbereiten, indem wir unsere Bauern gut beraten. Legen sie zum Beispiel Drainagen in den Feldern an, läuft das Wasser besser ab. Oder wir fördern die kombinierte Produktion von Fischen und Gemü-

sen. Das ist zwar sehr kapitalintensiv, aber immerhin findet die Produktion in Räumen statt, die einen gewissen Schutz bieten.

*Auch die Möglichkeit, Handel zu betreiben und auf dem Weltmarkt Produkte einkaufen zu können, ist wichtig, sagen Sie. Aber wie nehmen die Bauern den Weltmarkt wahr?*

Die Bauern hatten sich mit dem Zuckerprotokoll und den von der EU garantierten Abnahmepreisen für Zucker sehr gut eingerichtet. Seit dieser Aufhebung sehen sie den Weltmarkt auch als Gefahr, als Risiko. Andererseits sind wir ein sehr kleines Land. Und es ist nicht sicher, wie lange wir überhaupt in der Landwirtschaft bleiben können. Natürlich müssen wir einen Teil unserer Nahrung selbst herstellen. Aber gemessen am BIP-Anteil verliert die Landwirtschaft laufend an Bedeutung. Und die Frage ist, ob und wie wir die Landwirtschaft auf ein Niveau zurückbringen, wie das vor 15 oder 20 Jahren war. Das ist nicht einfach.

### „Wenn Personen oder Firmen mit den Gütern spekulieren, so ist das ein Problem“

*Muss es so sein wie vor 15 oder 20 Jahren?*

Wenn sie sich in Afrika umsehen, stellen sie fest, dass viele Länder sehr viele landwirtschaftliche Güter produzieren. Kenia zum Beispiel ist sehr produktiv. Und viel näher zu Europa, als wir das sind. Auch im mittleren Osten haben wir starke Konkurrenz; so gesehen sind wir nicht in der Komfortzone. Denn wir müssen unsere Ernährungssicherheit und –souveränität sicherstellen können. Ich denke, dazu müssen einerseits in den Handel und die Handelsbeziehungen investieren. Ande-

rerseits müssen wir versuchen, die Produktionskosten für die Bauern möglichst günstig zu gestalten. Jeder Bauer sollte am Ende etwas mit seiner Produktion verdienen können.

*Gerade beim globalen Nahrungsmittelmarkt ist man sehr skeptisch, ob eine Globalisierung überhaupt sinnvoll ist. So gibt es Stimmen, die spezielle Handelsregeln fordern – beispielsweise wegen dem Tierwohl oder Umweltaspekten. Wie denken Sie darüber? Braucht der Welthandel von Reis oder Weizen spezielle Regelungen, damit er funktioniert?*

Ich denke, wenn die Produzenten nicht mit den Preisen zufrieden sind, die sie für ihre Produkte lösen können, werden sie auch die Produktion entsprechend anpassen. Ich bin der Meinung, dass Bauern, die etwas produzieren auch einen guten Preis dafür erhalten sollen. Andererseits sind Händler und Mittelsmänner ein Problem. Wenn Personen oder Firmen mit den Gütern spekulieren, das ist ein Problem.

*Denken Sie, dass die Systeme mit handelbaren Futures dafür verantwortlich sind, dass...*

Grundsätzlich haben wir genug Nahrungsmittel, um die ganze Welt damit zu versorgen. Es ist aber immer noch eine Frage der Verteilung. Und eine Frage der Kaufkraft.

*Welche Rolle spielt denn dabei die Regierung und Ihre Unterstützung für die ärmere Bevölkerung?*

Wir kennen Subventionen, die vor allem bedürftigen Menschen helfen sollen. Allerdings führt das System dazu, dass die Preise für Nahrungsmittel generell redu-

### Farei: Forschung und Beratung

Das Food and Agricultural Research and Extension Institute (Farei) wurde im September 2014 aus zwei anderen Organisationen gegründet. Das Institut für landwirtschaftliche Forschung und Beratung soll mithelfen, die Regierungsbeschlüsse umzusetzen und die Landwirtschaft zu diversifizieren und professionalisieren. Speziell legt man den Fokus auf die Sektoren ausserhalb des Zuckerrohranbaus, da dieser bereits über sehr starke Forschungszentren verfügt. Das Institut bietet neben der Beratung auch ein Preismonitoring für landwirtschaftliche Güter an und ist an das Landwirtschaftsministerium angegliedert.

ziert werden. Und so können auch die reichen Leute davon profitieren. Wir sollten deshalb dieses System überdenken.

*Und wie sieht es diesbezüglich bei den Bauern aus?*

Vielleicht sind unsere Landwirte heute schon näher am Markt als früher. Und sie sind um einiges besser ausgebildet. Aber ein Problem bleibt, nämlich das Alter; die meisten Bauern sind zwischen 50 und 60 Jahre alt, aber der Nachwuchs ist knapp. Wir versuchen mit den richtigen Werkzeugen, dem richtigen Wissen und den richtigen Informationen, diese Lücke zu schliessen. Aber einfach wird es nicht.

## 5. Tea Time - Mauritius' Teeproduktion

**Die britischen Kolonialherren brauchten ihn für ihre berühmte Tea Time: Schwarztee. Noch heute gibt es in Mauritius drei Firmen, die Tee produzieren – für das eigene Land und die ganze Welt.**

Es regnet leicht. Ein alter Lastwagen mit rostigem Chassis und nassen, hellbraunen Säcken auf der Ladebrücke fährt vor die Abladerampe. Endlich Arbeit für die wartenden Männer. Es sind etwa zehn, die sofort die Säcke abladen und an Haken befestigen, die an einem Förderband angebracht sind. Zuerst geht es einen Stock nach oben, dann verschwinden die Säcke im Gebäude.

Drinne ist es feucht, angenehm kühl und laut. Zwei Männer in blauen Overalls sind damit beschäftigt, jeden zweiten ankommenden Sack auf ein rüttelndes, lärmiges gelb lackiertes Förderband zu leeren. In jedem Sack sind zehn Kilo grüne Blätter, die so vom Feld in die kleine Fabrik gelangen, die im Hinterland von Mauritius zu finden ist und „Bois Chéri“ heisst.

Dass es auf Mauritius überhaupt solche Fabriken gibt, dürfte den Briten zu verdanken sein. Obwohl die Franzosen ursprünglich die Pflanze mit den spitzen grünen Blättern aus China nach Mauritius transportierten, waren es die britischen Kolonialherren, die etwas für ihre berühmte Tea Time benötigten – nämlich Tee. Und dieser Tee wird aus den Blättern hergestellt, die eben von den Männern vom rostigen Lastwagen abgeladen und ausgeleert worden sind.

Mithilfe des gelben Förderbandes werden die Teeblätter gelockert, damit sie gleichmässig trocknen können. Dazu werden sie auf viereckigen Mulden, die am Bo-



**Auf 215 Hektaren wird Tee angebaut. Die Pflanzen werden etwa 50 cm hoch gehalten und in regelmässigen Abständen werden die jungen Blätter abgezapft und zu Schwarztee verarbeitet. (H. Jäger)**

den mit einem Netz bespannt sind, ausgelegt. Während den nächsten 24 Stunden sorgt ein leichter Luftstrom von unten dafür, dass das Wasser auf der Oberfläche verdampfen kann. Insgesamt verliert das Teeblatt so rund ein Drittel seines Gewichts und kann danach weiterverarbeitet werden.

### **Aufwändiger Prozess**

Damit man überhaupt einen Aufguss herstellen kann, muss zuerst das Blatt gehäckselt werden. Zweimal nacheinander erfolgt dies in ebenfalls gelb angestrichenen Trommeln. Aus den leicht welken Blättern wird ein hellgrüner, feiner Schleier, der über zwei schmale Förderbänder weitertransportiert wird und auf einem grösseren Band scheinbar zum Stillstand kommt.

Dass der Tee nicht mehr schnell, sondern langsam weitergeführt wird, liegt an der Zeit. Denn bevor die gehäckselten Teeblätter getrocknet werden können, brauchen sie eine kleine Pause. Sie müssen während 90 Minuten der Raumluft ausge-

setzt werden. Der Luftsauerstoff sorgt dafür, dass der nun grüne, etwa zehn Zentimeter dicke Teppich, allmählich seine Farbe wechselt. Nach 90 Minuten nämlich ist der frisch gehackte Tee nicht mehr grün, sondern hellbraun. Enzyme haben gleichzeitig dafür gesorgt, dass das Aroma des Tees intensiver wird. Allerdings ist der Tee in dieser Form weder halt- noch lagerbar. Deshalb wird er wieder durcheinandergewirbelt und getrocknet. Während knapp zehn Minuten wird der Tee durch 110 Grad Celsius warme Luft geblasen. Heraus kommt grober, getrockneter Tee, der lagerfähig und somit transportierbar ist.

Weil der Tee aber noch verunreinigt ist, wird er mit elektrostatisch geladenen Bändern gereinigt und schliesslich sortiert. Nicht für jeden Tee ist jede Teeblattgrösse geeignet. Für die Teebeutel zum Beispiel muss es besonders fein gemahlener Tee sein, der eingepackt wird. Für Tee, der lose aufgebriht wird, dürfen hingegen auch die gehackten und getrockneten Teeblätter etwas grösser sein.

## Meistkonsumiertes Getränk

Tee ist das am meisten konsumierte Getränk der Welt, jährlich werden gut vier Millionen Tonnen getrocknete Teeblätter verbraucht. China ist dabei nicht nur Hauptexportland, sondern auch der wichtigste Teeproduzent, der jährlich um die 1,4 Millionen Tonnen Tee herstellt, was gut einem Drittel der globalen Teeproduktion entspricht. In Mauritius wurden 2012 auf etwa 670 Hektaren knapp 8'000 Tonnen Teeblätter produziert. Bois Chéri ist dabei neben Chartreuse und Corson der grösste Teeproduzent; insgesamt werden auf rund 200 Hektaren Tee angebaut. Jährlich entstehen so gut 3'500 Tonnen Teeblätter, die zu den verschiedenen Schwarztees verarbeitet werden.

Der Schwarztee von Bois Chéri unterscheidet sich nicht nur in der Verpackungsform, sondern es gibt auch unterschiedliche Aromen. Dazu werden die Teekrümel in einer überdimensionalen Waschtrommel mit Essenzen von Vanille oder Kokosnuss besprüht und gleichzeitig gedreht. Damit wird das Aroma gleichmässig über den Tee verteilt. Eigentlich wäre der Tee nun genussfertig. Doch bevor man ihn kaufen kann, wird er noch abgepackt.

## Warm, stickig, laut

Dort, wo der Tee verpackt wird, sitzen zwei Frauen an je einer Maschine. Im Raum ist es stickig, warm und laut. In den Maschinen wird oben der Tee eingefüllt und über ein mechanisches System in viereckige Teebeutel abgefüllt. Im Sekundentakt werden die Beutel verschlossen und mit dem Faden und dem Papieretikett versehen, das am Schluss dafür sorgt, dass der Teetrinker den Teebeutel aus der Teetasse fischen kann, ohne sich die Finger am frisch gebrühten Schwarztee zu verbrennen. Je zwanzig Tee-



**Bois Chéri ist der grösste Teeproduzent von Mauritius. Die Firma besteht in der heutigen Form seit den 50er-Jahren und wurde seither nicht mehr nennenswert erweitert. (H. Jäger)**

beutel werden in einer kleinen Kartonschachtel verpackt.

Eine grosse Maschine im Raum wird von drei Männern bedient. Sie sind damit beschäftigt, den fertig getrockneten Schwarztee lose in 500g-Packungen abzufüllen. Dazu werden zuerst die noch flachen Papierbeutel aufgerichtet und aufgefaltet. Dann fällt der Tee in die Beutel und wird mittels Vibrationselementen verdichtet. Es ist diese Vibration, die den Lärm verursacht und dafür sorgt, dass die fünf im Raum kein Wort wechseln können.

## Kaum Neuerungen seit 68

Die Fabrik von Bois Chéri wurde in den 1920er-Jahren erbaut und danach kontinuierlich erweitert. Seit 1968 jedoch hat es keine wesentlichen Anpassungen mehr gegeben. Grund dafür dürfte sein, dass die Produktionsmenge in den letzten dreissig Jahren stark zurückgegangen ist. Noch 1992 wurden über 30'000 Tonnen Teeblätter auf mehr als 3'100 Hektaren angebaut. Seit der Jahrtausendwende ist es noch ein Fünftel davon. Auch bei Bois Chéri hat die-

se Entwicklung Spuren hinterlassen. Während nach wie vor der lokale Konsum am wichtigsten für Bois Chéri ist, wird Tee auch nach Frankreich und Grossbritannien exportiert. Und seit kurzem dank einem Touristen auch nach Japan. Die Einheimischen indes trinken ihren Tee am liebsten mit Milch und Zucker, ähnlich wie es schon die britischen Kolonialherren getan haben.